

Syrien

Reisetagebuch

30. April 2018 bis 4. Mai 2018

von Georg Pulling

Montag, 30. April 2018

Ein Land im Krieg

Kurz vor 7 Uhr Früh haben wir die syrische Grenze passiert. Mit P. Hanna als Begleiter funktionieren die Grenzformalitäten auf libanesischer wie auch auf syrischer Seite klaglos, auch wenn die Bürokratie extrem umständlich erscheint.

Ein mulmiges Gefühl begleitet uns auf den ersten Kilometern auf syrischem Boden. Wir betreten ein Land, in dem seit sieben Jahren ein grausamer Krieg tobt. Doch allein wenn ich an die Millionen Kinder denke, die in diesem Konflikt aufwachsen müssen, dann ist das unser kleines Restrisiko allemal wert. Schließlich sind wir gekommen, um uns vor Ort aus erster Hand über die Situation im Land zu informieren und mögliche neue Hilfsprojekte ins Auge zu fassen.

Bis nach Damaskus, unserem ersten Ziel, sind es gut 40 Kilometer. Wir haben vorerst die Straße fast für uns allein. Nur ein Fuchs quert die Fahrbahn. Dann kommt der erste Militärposten. Die Überprüfung von Fahrzeug und Insassen erfolgt rasch ohne großen Aufwand; ebenso beim zweiten und dritten Posten und schon sind wir in der syrischen Hauptstadt.

Jetzt hat uns der Krieg eingeholt. Über die Stadt fliegen russische Kampffjets. Sie bombardieren nur wenige Kilometer entfernt letzte Rückzugsgebiete der sogenannten „Rebellen“. Wir hören deutlich das Einschlagen der Bomben. Manchmal steigt in der Ferne im Süden der Stadt auch Rauch auf.

Mit Damaskus selbst hat das scheinbar nichts zu tun. Die Stadt erwacht zum Leben wie jede orientalische Stadt: Der Morgenverkehr ist chaotisch und laut, die Menschen eilen geschäftig durch die Straßen. Der Lärm der Autos und das ständige Gehupe übertönen fast das tiefe Grollen der Jets und Bomben.

Christen und Muslime

Wir sind Gäste des Melkitischen Griechisch-katholischen Patriarchats und nehmen dort auch Quartier. Das Patriarchat liegt im Stadtzentrum in der Altstadt von Damaskus. Die Anlage mit Kirche, Klostergebäuden, einer Schule und lauschigen Innenhöfen liegt am Rand der Altstadt von Damaskus. Erst 1830 hat die Kirche die Anlage von jüdischen Vorbesitzern gekauft.

Eine Tafel in der Kathedrale erinnert daran, dass es in den frühen 1860er Jahren in Damaskus ein schlimmes Massaker an den Christen gegeben hat; verursacht von Drusen. Dabei wurde die Kirche zerstört, bis 1865 allerdings schon wieder aufgebaut.

Auch an der griechisch-orthodoxen Kirche in der Altstadt, die wir gleich darauf besuchen, finden wir eine ähnliche Tafel. Die Kirche wurde bis 1867 wieder aufgebaut. – Verfolgung, Zerstörung, Tod und Vertreibung gehören – nicht nur aber auch - untrennbar zur Geschichte der Christen in Syrien.

Und dabei zeigt uns Damaskus an diesem Montagvormittag im Prinzip ein ganz anderes Gesicht. Wir besuchen die berühmte Umayyaden-Moschee. Auch als Christen werden wir hier freundlich begrüßt und eingelassen. Drinnen befindet sich u.a. ein Schrein, in dem das Haupt von Johannes dem Täufer aufbewahrt bzw. verehrt wird. Muslime und Christen würden gleichermaßen hierher kommen um zu beten, erzählt uns P. Hanna; und zwar in Eintracht. „Das ist das wahre Syrien“, fügt er hinzu und meint damit einen moderaten Islam, der nichts mit dem Fundamentalismus der letzten Jahre im Land zu tun hat. Die Religionen seien vor dem Krieg gut miteinander ausgekommen.

„Die Menschen freuen sich über die Kampffjets“

Wir halten an diesem Vormittag auch inne in einer katholischen Kirche, die an jener Stelle erbaut wurde, wo Paulus laut biblischem Bericht in einem Korb über die Stadtmauer abgeseilt wurde, um aus Damaskus zu fliehen. Ob es sich bei dem mannsgroßen Binsenkorb, der in einer Nische ausgestellt ist, um das Original oder einen bloßen Nachbau handelt, sei dahingestellt. Historisch bewiesen ist hingegen, dass Papst Johannes Paul II. bei seinem Besuch 2001 in Damaskus auch diese kleine Kirche besuchte.

Auch in der Ananias-Kirche wandeln wir auf den Spuren des Heiligen Vaters. Die Kirche wurde an jener vermeintlichen Stelle erbaut, wo Paulus vom Pferd stürzte und sich bekehrte.

Während dieser Vormittagsstunden im Betrachten, Innehalten und im Gebet donnern im Minutentakt die Kampfjets über uns hinweg. Und meist dauert es nicht lange, bis man einen Einschlag hört. Die Flugzeuge haben ihre todbringende Last abgeworfen. Doch sie bringen für viele Syrer zugleich den Frieden ein Stück näher, erklärt uns P. Hanna: „Die Menschen hier freuen sich, wenn sie die Kampfjets hören.“

Wirtschaftskrise und menschliche Schicksale

Wir schlendern durch den Souk und die vielen engen Gassen der Altstadt. Das Leben pulsiert und ohne das ständige Dröhnen am Himmel käme man wohl nicht auf die Idee, dass rundherum noch Krieg herrscht. Um die Mittagszeit mischt sich zum Kampfgetöse und Straßenlärm auch noch der Ruf des Muezzins.

Trotz des geschäftigen Treibens in den Straßen bleibt uns nicht verborgen, dass viele Geschäfte geschlossen sind. Eine Folge der kriegsbedingten Wirtschaftskrise. Besonders hart trifft es die unzähligen Souvenirläden in der Altstadt. Slawomir Dadas und meine Wenigkeit sind die einzigen „Westler“, die wir an diesem Tag zu Gesicht bekommen. Wir können den Umsatz der Souvenirläden leider auch nicht wesentlich steigern.

In der syrisch-katholischen Kirche erzählt uns der Mesner, dass er aus dem Irak stammt. Schon 2007 war er aus seiner Heimatstadt Mosul geflohen, als der Terror islamistischer Fundamentalisten gegen Christen überhand nahm. Der gute Mann floh in die nordsyrische Metropole Aleppo, wo dann 2012 eine Bombe das Haus zerstörte, in dem er wohnte. Seither lebt er in Damaskus. Zurück nach Mosul kann er nicht, auch wenn die Stadt inzwischen längst vom IS befreit ist. Denn: „Die Muslime hassen uns“, sagt er. Halt in seinem Leben findet er nur mehr in seinem Glauben und seiner Kirche.

Am Nachmittag, zurück im melkitischen Patriarchat, hören wir, dass der Beschuss im Süden der Stadt zunimmt. Zu den Detonationen der Bomben vernehmen wir auch Artillerie und Maschinengewehrfeuer zu vernehmen.

Kirchen wurden gezielt beschossen

Es soll uns niemand vorwerfen, dass wir es bei unserem Besuch in der syrischen Hauptstadt nicht zumindest versucht hätten, alle Kirchen der Altstadt zu besuchen. Also suchen wir am späten Nachmittag auch noch die armenisch-orthodoxe, syrisch-orthodoxe, chaldäische, maronitische, armenisch-katholische sowie die Franziskanerkirche auf. Im Kloster der Franziskaner erzählt uns P. Bahschat, dass die Kirche im Laufe des Krieges sechs Mal von Mörsergranaten getroffen wurde. Und zwar „gezielt“ beschossen von den Rebellen. Auf diese Feststellung legt der Mönch Wert.

Alle Kirchenvertreter, die wir an diesem Tag treffen, berichten ähnliches. Jede Kirche in der Altstadt hat Treffer abbekommen. Am Bischofssitz der Maroniten schlug eine Granate sogar direkt im

Schlafzimmer von Erzbischof Amir Nassar ein. Ein großes Glück, dass sich der Bischof gerade in einem anderen Raum aufgehalten hatte.

Bei unserem Besuch in der armenisch-katholischen Kirche treffen wir auf Bischof Joseph Arnouti, der die Besucher aus Österreich gleich auf Kardinal Schönborn, den Erzbischof von Wien, anspricht. Scharf geht er mit den Groß- und Regionalmächten ins Gericht, die seiner Meinung nach sein Land zerstören.

Erfreulicher: Die katholischen Armenier führen in Damaskus eine Schule, die von mehr als 600 Kindern besucht wird; nicht nur von christlichen, sondern auch von muslimischen. George Bade ist der Schulleiter. Er erzählt, dass viele drusische und schiitische Eltern wollen, dass ihre Kinder auch christliche Gebete lernen oder auch am katechetischen Unterricht teilnehmen. Sobald sie dies auch schriftlich deponieren, kommt die Schule diesem Wunsch auch nach.

Die syrisch-katholische Kirche in Damaskus wurde im Laufe des Krieges nur ein Mal von einer Mörsergranate getroffen, die Schule dafür gleich zwölf Mal. Mit verheerenden Folgen – und einem Bezug zu Österreich.

Ein neues Leben für Laurine

Am 15. April 2014 war die armenische Schule einmal mehr Ziel von Granaten der Rebellen. Eines der Opfer damals war die 10-jährige Laurine. Dem schwerst verletzten Mädchen mussten beide Beine amputiert werden. Mithilfe der Caritas Österreich konnte das Kind von Syrien in den Libanon gebracht werden, wo sie medizinisch besser betreut werden konnte.

Der Wiener Erzbischof Kardinal Christoph Schönborn lernte das Mädchen bei einem Besuch im Libanon im Herbst 2014 kennen. Anfang 2015 kam das Mädchen dann – unter Mithilfe des Kardinals - gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Bruder nach Österreich, wo sie Asyl erhielten. Betreut wurden sie anfangs von der Caritas Salzburg. - Ich weiß nicht, wie es Laurin, ihrer Mutter und ihrem Bruder jetzt geht und wo sie leben. Aber ich werde dem nachgehen.

Als wir den Hof der syrisch-katholischen Kirche verlassen, kommt uns auf der Straße eine Schar junger Mädchen entgegen, laut plaudernd und lachend. Ein Mädchen geht mit Krücken. Die junge Frau hat nur ein Bein. - Eines von viel zu vielen Opfern in diesem grausamen Krieg.

Dienstag, 1. Mai 2018

Homs – Stadt der Gegensätze

Es heißt früh aufstehen. Um 7 Uhr sind wir schon unterwegs Richtung Homs. Vater Malik, ein syrisch-katholischer Priester, hat uns mit seinem Auto abgeholt. Gefühlte 50 Militärkontrollen werden wir heute auf unserer Route passieren müssen. Und realistisch gezählt sind es kaum weniger.

In Homs haben 2011 die Kampfhandlungen in Syrien begonnen. Die Stadt war 2011 bald in den Händen der Rebellen, wurde dann aber von der Armee scheinbar zurückerobert. Das Zentrum war allerdings noch bis 2014/15 in Händen der Rebellen. Die Belagerung von Homs war eines der tragischsten und grausamsten Kapitel dieses Krieges.

Wir fahren direkt ins Zentrum von Homs. Dort befindet sich der Bischofssitz der melkitischen Kirche. Wir werden zum Frühstück empfangen. Bischof Abdo Arbach hat aber auch noch andere Gäste; u.a. Pater Andrzej Halemba. Der Pole arbeitet für die Hilfsorganisation Kirche in Not und kennt den Nahen Osten wie seine Westentasche. Von ihm bekomme ich auch folgende Angaben: In Syrien gibt es maximal noch 500.000 Christen, es könnten aber auch nur mehr 300.000 sein. 400 christliche Pfarren existieren noch landesweit. Und es gibt zumindest einige wenige christliche Flüchtlinge, die zurück nach Homs wollen.

Doch wie sieht diese Stadt aus!? Das Zentrum ist zum Teil immer noch ein einziger Trümmerhaufen. Kaum zu beschreiben. Der melkitische Bischofssitz war während der Belagerung die Zentrale der Rebellen, drei lange Jahre lang. Am Schluss war alles verwüstet. In der zugehörigen Kirche zündeten die Rebellen kurz vor ihrem Abzug auch noch eine Bombe. Inzwischen ist das Bischofshaus wieder halbwegs zusammengeflickt, an der Renovierung der Kirche wird mit Nachdruck gearbeitet. Die ICO hat sich an der Finanzierung des neuen Altares beteiligt.

Auf dem Weg zur Kirche fallen mir einige kaputte Bettgestelle auf. Die zeugen davon, dass im Keller unterhalb der Kirche ein Lazarett der Rebellen war. Bischof Arbach hat auch noch mit einem weiteren Detail aufzuwarten. Im Dach des Bischofshauses steckt immer noch eine Granate, die noch nicht explodiert ist.

„Helft uns, damit wir bleiben können“

Wir haben die Gelegenheit zu einem langen Gespräch mit dem Bischof. Im Prinzip lässt sich seine Botschaft auf folgenden Satz zusammenfassen: „Helft uns, damit wir in unserer Heimat bleiben können.“

Freilich geht es auch noch etwas detaillierter: In den Dörfern rund um Homs hätten die Rebellen die landwirtschaftlichen Güter der Christen zerstört. Hilfe bei der Instandsetzung der Güter wäre dringend nötig. Etwa die Finanzierung neuer Olivenbäume. Oder Hilfe beim Aufbau kleiner Betriebe, die die landwirtschaftlichen Produkte verarbeiten. An der Frage der Arbeitsmöglichkeiten wird sich u.a. die Zukunft der Christen in Homs wie in ganz Syrien entscheiden. Genauso liegt es freilich auch an Wohn- und Bildungsmöglichkeiten.

Bischof Arbach bezeichnet den Konflikt eindeutig als „Stellvertreterkrieg“. Frieden könne es erst dann geben, wenn die Großmächte zu einer Einigung bereit sind. Die Assad-Regierung ist jedenfalls nach Ansicht des Bischofs bereit, die Flüchtlinge wieder aufzunehmen. – Ohne Revanche-Aktionen,

meint zumindest der Bischof. Der Kirche könnte die Aufgabe zukommen, zu überprüfen, ob es die Regierung mit diesem Angebot auch ernst meint.

Noch gibt es in und rund um Homs 70.000 Christen, erzählt der Bischof: Griechisch-orthodoxe, Melkiten, Syrisch-orthodoxe, Syrisch-katholische, Maroniten, Römisch-katholische und Evangelische. 70 Familien sind laut dem Bischof inzwischen wieder in seine Pfarre in Homs zurückgekehrt. Kaum vorstellbar angesichts der totalen Zerstörung einiger Viertel. Doch es gibt auch andere Stadtteile, die von den Kämpfen weit weniger stark betroffen waren. Hier pulsiert wieder das Leben.

Jesuiten im Einsatz für Versöhnung

Im Zentrum von Homs liegt das Kloster der Jesuiten, das wir als nächstes besuchen. P. Magdi führt uns durch die Anlage, in der buntes Treiben herrscht. Rund 30 Jugendliche aus Homs absolvieren gerade einen Kurs, wie sie Kriegstraumatisierten helfen können. In einem anderen Raum treffen sich Kriegsversehrte und deren Angehörige zu Workshops und Beratungsgesprächen. Das Angebot wird von Christen und Muslimen genützt.

Zum Kloster gehört eigentlich auch eine Schule. Genau genommen sind es sogar zwei. Nur sind die Räumlichkeiten völlig zerstört. An eine Wiederaufnahme des Schulbetriebs ist derzeit nicht zu denken. P. Andrew, ein gebürtiger Pole, führt uns durch die Ruinen. Auf einer stehen gebliebenen Schultafel ist auf Arabisch notiert: „Montag, 3. Jänner 2012“. Das war der letzte Schultag im Jesuitenkloster. Die Jesuiten haben die Tafel bis heute so belassen.

Unvergessener P. Frans van der Lught

Eigentlich ist das Jesuitenkloster in Homs aber weit mehr als nur ein Kloster. Es ist zu einer Pilgerstätte geworden. Hier wird einer der herausragendsten Persönlichkeiten der Kirche in Syrien in der jüngeren Vergangenheit gedacht: P. Frans van der Lught.

Frans van der Lught wurde 1938 in Den Haag geboren und trat 1959 in den Jesuitenorden ein. 1966 besuchte er zum ersten Mal Syrien, zehn Jahre später blieb er dann für immer dort. Er wirkte zunächst in Aleppo, dann in Damaskus und schließlich in Homs. Zuerst setzte er sich für die Schulbildung der christlichen Minderheit ein, später baute er ein Landwirtschaftsprojekt außerhalb von Homs auf.

Als der Krieg in Syrien 2011 begann, verließen viele Menschen Homs. Einer freilich blieb: P. Francis, wie er von den Einheimischen genannt wurde. Die Rebellen wurden 2012 in die Altstadt im Zentrum der Stadt zurückgedrängt. Mit ihnen saßen tausende Zivilisten in der Falle, darunter P. Francis. Zwei Mitbrüder hielten in dem von der Regierungsarmee kontrollierten Teil der Stadt aus. Von Zeit zu Zeit gab es Kontakt über ein Mobiltelefon

Von der Artillerie wurde auch das Jesuitenkloster beschädigt. Trotzdem wurde es für unzählige Menschen zu einer letzten Anlaufstelle für Hilfe. Der Ordensmann bemühte sich, an Wasser und Lebensmittel für die Eingeschlossenen zu gelangen. Trotzdem: Ende 2013 verhungerten die ersten.

Der Ordensmann verbreitete kurze Videobotschaften über das Internet. „Wir wollen nicht in einem Meer von Leid und Elend versinken. Wir lieben das Leben. Wir wollen leben“, appellierte er Ende Jänner 2014 an die Welt.

Als dann im Februar 2014 rund 1.400 Zivilisten unter UN-Aufsicht die Altstadt verlassen durften, war P. Frans wieder nicht dabei. Er wollte bleiben, bis auch der letzte seiner Schützlinge in Sicherheit

sei. Dass dieser Entschluss seinen Tod bedeuten konnte, war ihm durchaus bewusst. Am 7. April 2014 wurde er von einem Islamisten im Kloster ermordet.

So ungewöhnlich sein Leben war, so bezeichnend war auch das Begräbnis von P. Frans. Da es keine Möglichkeit gab, den Leichnam aus dem belagerten Stadtzentrum zu bekommen, wurde der Pater im Garten des Jesuitenklosters begraben. „Doch wir hatten keinen Geistlichen vor Ort.“, erzählt P. Magdi. Über ein Handy leiteten Jesuitenpatres von auswärts die Begräbniszeremonie, während über die Köpfe der kleinen Trauergemeinde im Klostergarten die Granaten hinwegpiffen.

Hoffnung für die Kinder von Homs

Wir halten andächtig inne am Grab des „Heiligen“ im Hof des Klosters. So wie wir suchen täglich viele Menschen das Grab auf, Christen wie auch Muslime. „Und oft sind es mehr Muslime“, berichtet Fr. Andrew. Unser stilles Gebet wird von einigen Schüssen in weitere Entfernung gestört. Diese erinnern daran, dass es nicht weit entfernt von Homs immer noch kleine Gebiete gibt, die von Rebellen gehalten werden. Und diese stellen für die Stadt immer noch eine Gefahr dar. Erst vor zwei Tagen sei eine Granate nicht einmal 100 Meter vom Kloster entfernt eingeschlagen, berichtet P. Magdi. Zwei Personen wurden dabei getötet.

P. Magdi führt uns durch die Altstadt zu einer im Krieg zerstörten Kirche, die nun wieder aufgebaut wird. Über der Kirche wird auch gleich noch ein kleines Begegnungszentrum errichtet. Der dreistöckige „Neubau“ bildet einen seltsamen Kontrast zu den Ruinen rundum. Zugleich wird der Funke Hoffnung spürbar, den die Jesuiten damit versprühen.

Um Hoffnung geht es auch in der syrisch-orthodoxen Kirche im Zentrum der Stadt. Wir treffen bei unserem Besuch wieder auf P. Halemba, der die vielen gekommenen Christen darüber informiert, wie sie ihre Wohnungen und Häuser wieder instand setzen können. Kirche in Not und die örtlichen Kirchen haben dafür ein Hilfspaket geschnürt.

Fast noch mehr Hoffnung machen uns aber die vielen Kinder, die im Kirchenhof fröhlich herumtollen. Die syrisch-orthodoxe Kirche betreibt vor Ort ein kleines Kinder- bzw. Sozialzentrum. Wer in die unschuldigen Gesichter der Kinder blickt, für den ist wohl klar, dass sich jede Anstrengung lohnt, ihnen eine gute Zukunft zu ermöglichen. - Und es ist im Prinzip auch völlig egal, wer hier hilft. Sei es die ICO oder Kirche in Not oder sonst wer. Jeder soll sich nach Kräften einsetzen. Jegliches Konkurrenzdenken ist schlicht fehl am Platz.

Bischof Barakat baut ein Altenheim

Zu Mittag sind wir zu Gast in der syrisch-katholischen Kirche. Bischof Philippe Barakat kämpft mit dem Problem, dass seine Pfarre im Zentrum der Stadt praktisch nicht mehr besteht. Rund 300 syrisch-katholische Familien haben sich in das „Tal der Christen“ in den Bergen nordwestlich von Homs geflüchtet. Dieses Tal ist ein traditionell von Alawiten und Christen besiedeltes Gebiet und vom Krieg weitgehend verschont geblieben. Die Kirche will ihren Gläubigen nun nachziehen und vor Ort ein kleines Begegnungszentrum errichten.

Ein weiteres Projekt plant der Bischof für Homs: ein Altenheim. Der Rohbau ist fertig, drinnen wird fleißig gearbeitet, wovon wir uns bei einem Lokalaugenschein überzeugen können. Viele junge Menschen seien ausgewandert, erklärt der Bischof, zurück blieben die Alten. Die Kirche müsse nun ein Zeichen setzen, wie sie mit dieser Herausforderung umgeht.

Das Altenheim wie auch der aktuelle Bischofssitz liegen am Stadtrand von Homs. Von hier aus machen wir uns auf den Weg nach Aleppo. Eine vierstündige Autofahrt. Die direkte Verbindung über die Autobahn ist immer noch geschlossen, weil Teile davon in Rebellengebieten liegen. Doch wie lange noch?

Verstärkte Präsenz des Militärs

Schon auf der Fahrt von Damaskus nach Homs haben wir einen Panzerverband überholt, der in den Norden verlegt wurde. Und nun sehen wir auffallend viel Militär entlang der Straße. Werden hier Verbände zusammengezogen? Steht ein Angriff auf die letzten Rebellengebiete in der Region vor der Tür?

Auf der Fahrt Richtung Aleppo passieren wir nicht nur wieder unzählige Militärposten sondern auch eine Vielzahl völlig zerstörter Dörfer, teilweise wirklich dem Erdboden gleich gemacht. Wer soll hier jemals wieder leben?

Unser Ziel in Aleppo ist das Kloster der Franziskanerinnen. Das Kloster liegt im Westen der Stadt. Auf dem Weg dorthin fahren wir an Ost-Aleppo vorbei. Das Ausmaß der Zerstörung ist wieder einmal unvorstellbar. So schnell gewöhnt man sich nicht an diesen Anblick. Noch schnell einige Daten: Einst soll es in Aleppo bis zu 300.000 Christen gegeben haben. Nun sind nur mehr höchstens 35.000 über. Vor allem diesen Menschen gilt unser Besuch.

Eine Ordensfrau im Einsatz für Christen und Muslime

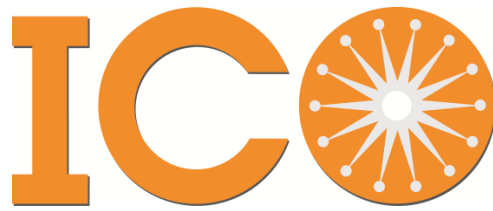
Das Kloster der Franziskanerinnen ist ein wahres Refugium und unsere Gastgeberin – Sr. Brygida Maniurka – eine bemerkenswerte Persönlichkeit, wie sich bald herausstellt.

Die polnische Franziskanerin lebt schon seit über 35 Jahren im Nahen Osten. In dieser Zeit war sie – mit Unterbrechungen – mehr als 25 Jahre in Syrien tätig. In ihrer ersten Zeit in Syrien war sie auch in Rakka, dem Herzen des muslimischen (sunnitischen) Syriens. Rakka sollte später als Hauptstadt der Terrororganisation IS traurige Berühmtheit erlangen. Sr. Brygida hat in Rakka ein Zentrum für Behinderte mit dem Namen „Erde der Menschen“ geleitet. Dort waren zu 99 Prozent muslimische Kinder untergebracht. Viele Jahre lang brachten muslimische Eltern ihre Kinder jeden Tag ins Zentrum.

Die Beziehungen zwischen den Muslimen und der Ordensfrau waren sehr gut. Oft wurde Sr. Brygida als Zeichen der Dankbarkeit zum Essen eingeladen. Und sie nahm auch Hilfe der Muslime an: „Wir haben ihre Dienste genutzt. Ein Elektriker oder Zimmermann war nicht damit einverstanden, wenn wir bezahlen wollten. Ähnlich war es, wenn wir etwas für unser Therapie-Zentrum kaufen wollten, zum Beispiel für ein Ferien- und Therapiecamp für unsere Kinder. Wir haben zu dieser Zeit viele Produkte kostenlos erhalten.“

Sr. Brygida arbeitete und arbeitet auch in Städten wie Homs oder Hassake (im Nordosten von Syrien). Sie sagt: „Ich kenne Syrien, ich kenne die Menschen. Natürlich bin ich nicht ohne Angst dort. Aber es gibt Dinge, die wichtiger und größer sind als Angst.“

Sr. Brygida ist in verschiedenen Projekten und Gruppen involviert. Es gibt viel Arbeit für sie: sei es, Lebensmittel zu organisieren oder finanzielle Unterstützung für die medizinische Behandlung von Menschen zu finden. Im Kloster gibt es ein Frauenatelier, das neben der psychotherapeutischen Hilfe auch etwas Geld mit dem Verkauf der Kunstwerke verdient, ein Zentrum für autistische Kinder und einen Schlafsaal für ca. 25 Studentinnen. Vor Weihnachten haben die Schwestern warme



Kleidung verteilt, denn die Temperaturunterschiede in den Wintermonaten in Syrien können extrem sein und in den Nächten gibt es oft Frost. „Wichtig ist, dass die Kleidung an Ort und Stelle genäht wird, so können wir zum einen Arbeit geben und zum anderen den Bedürftigsten helfen“, erklärt die Ordensfrau.

Mittwoch, 2. Mai 2018

Aleppo: Ein neuer Tag beginnt

Nachdem der Muezzin mitten in der Nacht unseren sowieso schon viel zu kurzen Schlaf nochmals beträchtlich beeinträchtigt, beginnt der Tag mit der Morgenmesse in der Klosterkapelle. Die fünfköpfige Schwesterngemeinschaft und noch einige Mitarbeiter sowie unsere Wenigkeiten haben sich dazu versammelt. Zwei Schwestern kommen aus Polen, die anderen aus dem Libanon, aus Ägypten und aus Syrien. Gemeinsam mit Slawomir stellen die Polen derzeit im Kloster eine erdrückende Mehrheit.

Brygida führt uns am Vormittag durch Aleppo. Unser Ziel ist das Kloster der Franziskaner. Die Straßen von Aleppo sind belebt, der Verkehr ist stark. Unterwegs beschreibt uns die polnische Ordensfrau, wo einst die Front verlaufen ist und wo sie auf ihrem Weg zur Arbeit besonders vor den Granaten aufpassen musste.

Wir durchqueren einen Park, alles blüht und wirkt freundlich. Einige Grünflächen sind aber abgesperrt. An den Bäumen darin hängen die Portraits einiger im Krieg gefallener Soldaten der Regierung. Diese wurden zum teil auch gleich im Park begraben, wie Sr. Brygida erzählt.

Glaubwürdige Verkündigung der Frohen Botschaft

Im Kloster empfängt uns P. Ibrahim. Er berichtet von gut 50 Projekten, die die Franziskaner derzeit in Aleppo betreiben. Die Palette reicht von Nahrungsmittelhilfe über medizinische Unterstützung bis zu Geldspritzen für junge Ehepaare. Die Kirche kann nur dann glaubwürdig die Botschaft Jesu verkünden, wenn sie auch materiell hilft, ist P. Ibrahim überzeugt.

Das Franziskanerkloster ist deshalb auch kein einfaches Kloster, es gleicht vielmehr einem großen Unternehmen mit vielen Büros, und Gemeinschaftsräumen, wo die unterschiedlichsten Aktivitäten stattfinden.

Die Franziskaner bemühen sich zudem auch um die Renovierung von Wohnungen oder die Vermittlung von Arbeit. Und die Zahlen sind durchaus beeindruckend: 1.100 Wohneinheiten konnten bisher wieder hergestellt werden, 400 Arbeitsplätze wurden vermittelt bzw. geschaffen, pro Monat werden bis zu 70.000 Dollar für medizinische Hilfe aufgestellt. Besonders bedürftig sind die Kinder, erzählt der Ordensmann. Spezielle Hilfsprogramme gibt es auch für muslimische Kinder. 600 werden damit erreicht. Freilich kommen daneben auch das spirituelle Leben und er Katechese-Unterricht nicht zu kurz.

Derzeit sind die Franziskaner gerade damit beschäftigt, das traditionelle Sommercamp zu organisieren. Über zwei Monate bietet der Orden gemeinsam mit vielen Freiwilligen für rund 550 Kinder ein buntes Programm. Ausflüge ins Schwimmbad, Musikworkshops, Spiele aber auch Religionsunterricht gehören zum Angebot. Andere Urlaubsmöglichkeiten gibt es für die Familien in Aleppo sowieso nicht. Es fehlt das Geld und wohin sollten die Menschen auch fahren. Im Umland der Stadt gibt es immer noch Rebellengebiete.

„Hoffnung in der Hölle“

„Hoffnung in der Hölle“ heißt ein Buch von P. Ibrahim, in dem er die Erlebnisse in der Stadt während des Krieges beschreibt. Die deutschsprachige Version wird in der Mai-Ausgabe des ICO-Magazins vorgestellt. Die italienische Version wurde u.a. auch schon von Papst Franziskus gelesen. Der war davon so bewegt, dass er innerhalb der Kurienmitarbeiter eine Sammelaktion startete, wie P.

Ibrahim berichtet. Die erzielten 100.000 Euro hätten die Franziskaner gut brauchen können. Hoffentlich wird der Papst auch das nächste Buch des Ordensmannes lesen, das demnächst erscheinen soll.

Eine Sache stimmt sehr nachdenklich. Es gibt kaum junge Männer in der Stadt. Sie sind entweder beim Militär oder vor dem Militärdienst geflohen. So kommen auf einen jungen Mann zwölf junge Frauen in Aleppo, erzählt P. Ibrahim. Was heißt das für die Zukunft der Region?

P. Jamous: Viele Sorgen mit seiner Schule

Unser nächster Besuch gilt der melkitischen Kirche in Aleppo. Wir besuchen P. George Jamous. Er leitet einen Kindergarten und eine Schule für 650 Kinder. Gut 30 Prozent davon sind Muslime. Ein Prozentsatz, der den Verantwortlichen Sorge bereitet, da das christliche Profil der Schule darunter leidet. Zudem seien der Schule zugewiesene Schüler sehr schwach in ihren Leistungen, sodass P. Jamous Nachhilfeunterricht organisieren muss. Nicht einfach, dafür aber auch noch teuer.

Eine Herausforderung ist es für den Schulleiter auch, seine Lehrer zu halten. Deren Gehalt ist sehr gering und bewegt sich zwischen 30.000 (60 Euro) und 60.000 (120 Euro) syrische Lira. Da ist es kein Wunder, dass schon einige die Auswanderung gewählt haben. (Zum Vergleich: Das Taxi für die Fahrt von Aleppo nach Damaskus am nächsten Tag kostet uns 90 Euro.)

P. Jamous möchte ein Schulbuch für Französisch in Auftrag geben, um das Niveau des Unterrichts zu heben. Die Schule hat aber nicht nur inhaltliche Neuerungen dringend notwendig, sondern vor allem auch eine Renovierung. Doch dafür fehlt das Geld.

Im Schulhof toben die Kinder, als wir den Priester Jorgy treffen. Er leitet die St. Demetrius Pfarre in Aleppo und hat für sozial benachteiligte Jugendliche ein Nachhilfeprojekt ins Leben gerufen, damit diese die Matura schaffen. Die Pfarre bezahlt dafür die Nachhilfelehrer. 40 Jugendliche profitieren derzeit von dem Projekt. 32 sind Christen, 8 Muslime. Um das Projekt fortzuführen fehlen noch rund 3.000 Euro für das laufende Jahr. Die sollten eigentlich in Österreich aufzutreiben sein.

Zu Gast bei Familie Dakno

Zu Mittag sind wir zu Gast bei Joseph Ahmar Dakno. Seine Tochter Abir ist die rechte Hand von P. Jamous in dessen Schule. Wir werden in der Wohnung fürstlich bewirtet, die ganze Familie und viele Freunde haben sich eingefunden. Wie sie die schwierige Zeit in Aleppo erlebt haben, wollen wir von der Familie wissen.

Der Krieg hat für die Bevölkerung von Aleppo Ende Juni/Anfang Juli 2012 begonnen und wurde von Beginn an mit großer Heftigkeit und Grausamkeit geführt. Die Rebellen waren schnell im Vormarsch und den Regierungstruppen gelang es nur mit Mühe, einen Teil der Stadt zu halten. Binnen Kurzem gab es keinen Strom mehr. Eineinhalb Jahre hätten sie in der ganzen Wohnung Kerzen aufgestellt, erzählt Herr Dakno. Eineinhalb Jahre Leben ohne Kühlschrank oder Bügeleisen. Ein wenig Licht habe man mit Batterien zusammengebracht, mehr aber nicht.

Nach eineinhalb Jahren seien die großen Strom-Aggregate aufgekommen. Wer noch einiges Geld hatte, kaufte gleich selbst ein Aggregat, wer wenig hatte, konnte nur eine bestimmte Menge Strom von Händlern kaufen, und die Armen saßen völlig im Dunkeln. Ähnlich spielte sich die Verteilung auch beim Öl zum Heizen ab.

Auch das Wasser wurde bald nach Kriegsausbruch knapp. Zuerst wurde nur der Wasserdruck schwächer und die Menschen in den oberen Stockwerken saßen auf dem Trockenen, später blieb

das Wasser ganz weg. Dazwischen wurden noch rasch jene Händler reich, die Pumpen verkauften, um das Wasser in die oberen Stockwerke zu bringen. Dann gab es nur mehr die Tankwagen, Regenwasserbehälter und einen Brunnen, den die Kirche gegraben hat und der wohl vielen Menschen das Leben gerettet hat.

Vor den Wasserausgabestellen bildeten sich lange Schlangen und nur allzu oft schlugen genau dort Granaten der Rebellen ein. Unzählige Tote und Verletzte waren die Folgen. Dazu kamen viele Erkrankungen durch verschmutztes Wasser und vor allem bei älteren Leuten Brüche und Bandscheibenleiden durch das Schleppen der schweren Wasserkanister.

Und trotzdem war den Menschen im Regierungsviertel klar, dass die Bewohner von Ost-Aleppo, das von den Rebellen gehalten wurde, noch viel mehr zu leiden hatten. „Wenn bei uns eine Granate der Rebellen einschlug, dann schlugen zehn in Ost-Aleppo ein. Wenn wir noch ein bisschen Strom hatten, dann hatte die andere Seiten gar keinen mehr“, fasst es Abir zusammen. Die Rechnung des Krieges würden immer die einfachen Leute bezahlen.

Die grauenhaften Ereignisse habe die Menschen stärker zusammengeschweißt, sagt Joseph Dakno. Auswandern wäre für ihn nicht in Frage gekommen. Seine Kinder hätten hingegen schon ein gültiges Einwanderungsvisum von Frankreich samt finanzieller Unterstützungszusage für die erste Zeit in Händen gehalten. Doch dann haben sie beschlossen, in Aleppo zu bleiben. Aus Liebe zur Heimat und zur Familie, wie Abir sagt.

Inzwischen gibt es wieder Wasser und Strom und die Familie weiß dies sehr zu schätzen. „Es ist wie ein Traum“, beschreibt es Abir. Bei ihr kommt noch hinzu, dass sie genau 15 Mal nur ganz knapp dem Tod entronnen ist, als Granaten dicht vor oder hinter ihr einschlugen. Die junge Frau hat darüber genau Buch geführt.

Ein Rundgang durch Aleppo

Am späten Nachmittag führen uns Abir und ihr Vater durch Aleppo. Wir beginnen unsere Tour bei einem ehemaligen Altenheim, das von der Ordensgemeinschaft der Vinzentiner geführt wurde. Es lag genau an der Frontlinie zwischen Rebellen und Regierungstruppen. Und genauso sieht es auch aus. Völlig verwüstet, aber zumindest stehen noch die meisten Mauern. P. Hanna und die Familie Dakno überlegen, in einigen Räumlichkeiten des mehrstöckigen Gebäudes eine kleine Kantine einzurichten: Angestellte Frauen kochen günstige Mittagsmenüs, vom Verkaufserlös bzw. Gewinn könnten dann auch noch Bedürftige mit einer Mahlzeit versorgt werden.

Ob das Projekt grundsätzlich funktionieren kann, ist fraglich; ob in diesen verwüsteten Räumen, noch viel mehr. Aber es braucht grundsätzlich Visionen und mutige Initiativen, um das Leben in der Stadt wieder in Gang zu bringen und Hoffnung auf Zukunft hin zu schaffen.

Wir steigen auf das Dach des Altenheims. Vor uns breitet sich eine Ruinenlandschaft aus. Diese Eindrücke vertiefen wir dann noch bei einem „Spaziergang“ durch die Gassen. Totale Zerstörung. Niemand kann in diesem Winkel der Stadt mehr leben.

Doch das ist nur die halbe Wahrheit über Aleppo: Keine hundert Meter weiter finden wir eine andere Stadt vor: Pulsierende Geschäftsstraßen, volle Straßenläden, flanierende Menschenmassen, volle Cafes und Restaurants – und das obligatorische Verkehrschaos samt enervierendem Gehupe. P. Hanna zeigt sich positiv überrascht. Bei seinem letzten Besuch in Aleppo vor einigen Monaten hätte es noch viel weniger offene Geschäfte gegeben, erzählt er.

Dann folgt wieder ein seelischer Tiefschlag. Wir fahren nach Ost-Aleppo und bewegen uns durch teils apokalyptische Szenerien. Dann wieder das andere Aleppo auf der Fahrt zur Zitadelle, dem Wahrzeichen der Stadt. Auch hier sind alle Cafes bis auf den letzten Platz besetzt, die Menschen drängen nach draußen, wollen leben, sich amüsieren und erholen. Wer kann es ihnen verdenken.

Das wahre Gesicht des Christentums

Am Abend sitzen wir noch lange im Kloster der Franziskanerinnen mit Sr. Brygida zusammen. Im Krieg habe es eine „Welle der Solidarität“ gegeben, erzählt sie. Jeder habe jedem geholfen, ganz gleich ob Christ oder Muslim. So hätten sich etwa auch junge Christen und Muslime spontan zusammengeschlossen, um Bedürftigen zu helfen. Wenn die Menschen sich um 4 Uhr früh bereits um Brot angestellt haben, dann hätten sie auch für die gebrechlichen Nachbarn immer etwas mitgenommen.

Wenn wieder irgendwo eine Granate einschlug dann seien auch alle zusammengekommen und hätten bei der Bergung der Verletzten und Toten geholfen.

„Die Christen haben während des Krieges das wahre Gesicht des Christentums gezeigt“, sagt Sr. Brygida. Die Hilfe sei vorwiegend den Muslimen zugutegekommen.

Die Ordensfrau weiß freilich auch nicht, wie es mit dem Verhältnis zwischen Christen und Muslimen weitergehen wird. Die Signale seien höchst unterschiedlich. Vor dem Krieg habe man im Zentrum von Aleppo kaum Kopftücher gesehen, inzwischen würden es immer mehr. Noch schlimmer sei es auf dem Land rund um Aleppo, wo der Fundamentalismus stark im Zunehmen sei. Auch christliche Frauen müssten sich dort verhüllen, wenn sie sich überhaupt noch hintrauen. Andererseits hätten etwa in Rakka, der Hochburg des IS, Muslime sogar unter Todesgefahr dagegen protestiert, als die Terrorbande alle Bibeln in der Stadt verbrannte.

Sr. Brygida berichtet von einer von der Präsidentengattin Asma al-Assad gegründeten Hilfsorganisation, in der auch Christen mitarbeiten würden. Einmal pro Jahr gebe es auch ein Treffen aller Ordensgemeinschaften in Syrien mit der Frau des Präsidenten. Als Ordensfrau sei sie jedenfalls in Syrien sehr geschätzt und geachtet, so Brygida.

Zum Verhältnis der Christen zum Regime meint die Ordensfrau, dass sie nicht von einer „Anbiederung“ sondern von einer „Haltung der Dankbarkeit“ sprechen würde. Angesichts der Tatsache, wie Christen in vielen muslimischen Ländern leben müssen, würden sie in Syrien viele Freiheiten genießen. Es sei etwa auch keine Selbstverständlichkeit, dass die Regierung zu den christlichen Feiertagen die Kirchen bewachen lasse.

Eines macht der Ordensfrau freilich schon auch Sorgen: Die gut ausgebildeten und aufgeschlossenen Muslime hätten vielfach schon das Land verlassen. - Eine ähnliche Situation wie bei den Christen.

Für die Zukunft des Landes würde sich Sr. Brygida ein „Zurück vor den Krieg“ wünschen. Sie habe eine langsame aber stetige soziale Entwicklung vernommen mit relativ guten christlich-muslimischen Beziehungen. Eine Demokratie nach westlichen Vorstellungen sei in Syrien ohnehin eine Illusion und würde nicht funktionieren. Eine gewisse „harte Hand und straffe Führung“ sei einfach nötig, auch wenn man das im Weste nicht gerne höre.

Donnerstag, 3. Mai 2018

„Wir lieben dieses Land“

Morgenmesse, Frühstück, Verabschiedung von Sr. Brygida und Abfahrt zurück nach Damaskus. Wir verlassen Aleppo und seine Bewohner und können ihnen nur alles erdenklich Gute für ihre Zukunft wünschen und uns mit kleinen Hilfsprojekten am Wiederaufbau beteiligen.

Auf der Rückfahrt kommen wir nahe bei Homs an viel Militär und einer Menschentraube vorbei. Wir sehen einen Checkpoint ins Rebellengebiet. Auf den Checkpoint der syrischen Armee folgt in einiger Distanz jener der Russen, die quasi den Puffer spielen, und dann jener der Rebellen. Wie wir erst am Tag darauf erfahren, haben genau an diesem Tag die Rebellen aufgegeben und werden abziehen. Die starke Militärpräsenz deutet darauf hin, dass sonst ein massiver Angriff gefolgt wäre.

Als wir nach mehr als sechsstündiger Fahrt die Außenbezirke von Damaskus erreichen, durchqueren wir wieder völlig zerstörte Stadtviertel. Zugleich wird eifrig an der Wiederinstandsetzung des Straßennetzes gearbeitet.

Zurück im melkitischen Patriarchat treffen wir auf Bischof Niokolas Antiba. Als Patriarchalvikar ist er der Stellvertreter von Patriarch Youssef Absi und zugleich ist er auch Bischof von Damaskus und Umgebung. Er spricht sehr offen mit uns über die politische Situation und sagt: „Wir haben sicher nicht die beste Regierung der Welt, aber sie schützt die Christen.“ Und diese würden das auch honorieren. Auch in der syrischen Armee fänden sich viele Christen, auch in höheren Positionen, weil ihnen die Regierung vertraue. „Wir lieben dieses Land. Es ist unser Land“, betont der Bischof. Wenn der Westen mit seiner Politik so weitermacht wie bisher, würde er die christliche Zivilisation im Land völlig zerstören. „Keine Geld und keine Waffen mehr an die Rebellen“, so die Forderung des Bischofs.

Von sich aus berichtet der Geistliche dann von den letzten Monaten, als immer wieder auch Granaten auf die Altstadt von Aleppo fielen, gezielt auf christliche Einrichtungen. Bei den Rebellen handle es sich zu einem großen Teil um Extremisten aus dem Ausland, von Saudi Arabien über Afghanistan, Pakistan, Tschetschenien bis zu den westlichen Ländern. „Dieser Krieg war von langer Hand gut vorbereitet“, so der Bischof in Anspielung auf die Ereignisse 2011/12. Wenn es endlich mit dem ausländischen Einfluss und den ausländischen Terroristen zu Ende ginge, dann würden es sich die Syrer schon richten, zeigt sich Bischof Antiba überzeugt.

Zum Schluss noch ein innerkirchlich erfreuliches Resümee: Die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen christlichen Konfessionen scheint in Syrien gut zu gelingen. In der Regel sind alle christlichen Familien bunt gemischt. Bischof Antiba mag dafür als Beispiel dienen. Sein Vater war griechisch-orthodox, seine Mutter syrisch-katholisch, er ist nun Geistlicher der griechisch-katholischen Kirche. Beim Besuch der Gottesdienste nehme man es mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession auch nicht so genau, schmunzelt der Bischof.

Freitag, 4. Mai 2018

Westliche Überheblichkeit ist fehl am Platz

Heute steht nur mehr die Rückfahrt nach Beirut auf dem Programm. Kurz vor zwölf Uhr Mittag passieren wir die syrisch-libanesishe Grenze. Unser Besuch in Syrien ist zu Ende. Und es war hoffentlich nicht unser letzter.

Noch ein Wort zum Schluss: Wir haben auf unseren Routen sehr sehr viel Militär gesehen und sehr viele Checkpoints passiert. Mit P. Hanna - einem Geistlichen - an Bord, hat das immer klaglos funktioniert. Wir haben uns freilich immer an die Regeln gehalten und nicht fotografiert.

Wir waren Gäste des melkitischen Patriarchats und von der Regierung geduldet. Der syrische Geheimdienst ist uns stets dezent gefolgt, war andererseits aber auch schon bei manchen Destinationen vor uns da. Verfolgt haben wir uns nicht gefühlt. Dafür aber von den Syrern sehr offenherzig empfangen und aufgenommen.

Die politische Situation im Land ist so wie sie ist. Tatsache ist, dass es für die christliche Minderheit im Land keine Alternative zur Assad-Regierung gibt. Das zeigt sich schon allein daran, dass es (mit Ausnahme der Kurdengebiete) in den Rebellengebieten so gut wie keine Christen gibt.

Die Christen sehen nur in der säkularen Ausrichtung der Assad-Regierung eine Perspektive für ein Überleben im Land. Und sie werden es wohl selbst am besten wissen. - Westliche Überheblichkeit und ein Überstülpen westlicher demokratischer Prinzipien, für die in einer orientalischen Gesellschaft – derzeit noch – schlicht das Bewusstsein fehlt, sind jedenfalls fehl am Platz.

Das bedeutet freilich nicht, dass es nicht dringend mehr Bemühungen um nationale Versöhnung braucht! Wie vor allem die sunnitische Bevölkerungsmehrheit, die in Opposition zur Assad-Regierung steht, wieder integriert werden kann, und wie vor allem auch die Millionen Flüchtlinge in den Nachbarländern Jordanien, Libanon und Türkei in Syrien wieder eine Heimat finden können, steht in den Sternen. Das ist aber der Schlüssel für eine positive Entwicklung des Landes, sonst wird sich der Konflikt endlos fortsetzen. - Ganz abgesehen davon, dass auch die internationalen und regionalen Mächte endlich an die syrische Bevölkerung und nicht an ihre eigenen Interessen denken müssten.

Für uns bleibt als Resümee der Appell von Bischof Arbach aus Homs: „Helft uns, damit wir in unserer Heimat bleiben können.“ Nicht mehr und nicht weniger können und müssen wir tun.

Georg Pulling, im Mai 2018